Zeitschrift: Geistesfreiheit
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 4 (1925)
Heft: 2

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

senile Sich-selbst-aufgeben, das melancholische «Ignorabimus», hat niemals an dem Fortschritt teilgehabt. Die progressive Steigerung unseres Wissens berechtigt uns zu der Vermutung, daß alles «Wunderbare», Rätselhafte restlos als natürliches Phänomen erklärt werden wird. Zum überzeugungslosen Glauben an überirdische Wesenheiten bleibt dann noch genug Zeit.

Die Erfahrung hat bisher alle für Wunder gehaltenen Erscheinungen erklärt, und wir haben das Recht, zu sagen, daß auch alle modernen Wunder keine sind. Die schönen Phrasen vom «Wunder in uns» etc. sind völlig inhaltlos, und da sie meist vom unselbständigen Leser ungeprüft aufgenommen und so weiterverbreitet werden, durchaus kulturfeindlich, geistige Seuchen. Selbst freidenkende Männer gefallen sich im Gebrauch mit dem Worte «Wunder». Allerdings benutzten sie es mehr als *Interjektion*, als Empfindungswort und sprechen es dann, wenn sie in Begeisterung über ein Naturereignis geraten. «Wunderbar!» sagen die Beobachter eines Alpenglühens, einer Landschaft... und lassen damit ihrem ästhetischen Empfinden freien Lauf, ohne zu bedenken, welch gefährliche und *demagogische Phrase* sie gebrauchen und wie sehr sie der Unvernunft des Glaubens damit Vorschub leisten.

Carl Spitteler.

Am letzten Tage des vergangenen Jahres ist Carl Spitteler als Erster — ein Zufall von fast symbolischer Bedeutung — im Luzerner Krematorium der Flamme übergeben worden. Die jetzige Generation der Schweizer Dichter hat in ihm ihren grössten Vertreter verloren.

1845 in Liestal geboren, studierte Spitteler zunächst die Rechte, dann Theologie. Jakob Burckhardt, der überlegene, entsagungsvolle Betrachter der menschlichen Dinge, übte auf den Studenten einen bestimmenden Einfluß aus, sowohl was seine Anschauungen über Kunst, als auch, was die pessimistische Einstellung zum Leben betrifft. Innerlich außerstande, das Pfarramt zu verwalten, wirkte Spitteler acht Jahre lang als Hauslehrer in Rußland. Nach seiner Rückkehr (1879) war er Professor an verschiedenen Mittelschulen, später Redaktor, bis es ihm, der sich immer als «Tasso unter Demokraten» gefühlt hat, seine Verhältnisse erlaubten, die bürgerliche Tätigkeit aufzugeben und ganz seiner «Gestrengen Herrin», dem eingebornen Gesetz seines Wesens, zu leben.

Von seinem Dichterberufe hatte Spitteler eine sehr hohe Auffassung. Schon sein Erstling «Prometheus und Epimetheus» (1880) war ein großer Wurf. Sein Thema ist Spittelers ureigenste Angelegenheit: die Selbstbeherrschung einer großen Seele gegen eine Welt von Kleinheit und Gemeinheit, sein Darstellungsmittel eine bilderträchtige Sprache von alttestamentlichem Gang und Haltung. Aber die Zeit des Naturalismus, die eben damals anbrach, ging an diesem Werk eines Unzeitgemäßen achtlos vorbei, obschon Männer von literarischem Ruf sich dafür einsetzten. Dieser Nichtanerkennung gegenüber hat der Dichter sein Selbstvertrauen und seine Schaffensfreude nur um den Preis tiefer Menschenverachtung behaupten können; aber von seinem Wege abdrängen ließ er sich nicht. Sah der Naturalismus die Aufgabe der Dichtung im genauen Nachzeichnen der Wirklichkeit, so verlegte Spitteler ihr Walten ins freie Reich der Phantasie. Den Roman verachtete er. Für ihn war der Vers das einzig würdige Kleid der Poesie. Wenn er trotzdem einige Erzählungen in Prosa schrieb, so tat er es nur, um zu zeigen, daß er das auch könne. Im übrigen schuf sich sein überragender Kunstverstand in unausgesetzter Arbeit das Gefäß für die Visionen seiner reichen Einbildungskraft. Diese nie erlahmende Willensenergie, die ohne Kompromiß stets nach dem Höchsten, nach der Vollendung strebt, macht die eigentliche Größe Spittelers aus. Als Lohn wurde ihm eine seltene technische Meisterschaft. Sein Hauptwerk, der «Olympische Frühling», strahlt in so farbenreichem Glanze, daß man seinen Schöpfer einem Homer, Dante und Goethe an die Seite gestellt hat. Aber bei diesem Vergleich zeigt sich, was Spitteler fehlt. Jene Großen der Weltliteratur haben jeder in seinem Werk den Geist eines ganzen Zeitalters verliehen. Sie konnten das, weil sie der Welt, deren Abbild sie schufen, aufs innigste verbunden waren. Spitteler aber hat sich bewußt auf sich selbst zurückgezogen; er hat die Welt von sich gewiesen, sie als das Werk eines Pfuschers verdammt.. Hier liegt der Grund, warum er viele nicht innerlich zu ergreifen vermag. Diese starre Abwehrgebärde schafft keine warm durchflutete Welt, sondern nur einzelne Bilder, bunt und glänzend, aber marmorkalt. Bei aller Ehrfurcht vor dem, was Spitteler geleistet: der Vergleich mit jenen Repräsentanten bekommt ihm nicht gut. Aber vielleicht war es ihm genug, ihn ertrotzt zu haben.

Abwehr.

Das «Schweizerische Katholische Volksblatt» will seinen Lesern weismachen, der Mangel an Religionsunterricht sei die Hauptursache für die Verbrechen und stützt sich hierbei auf die Studie des Rektors einer protestantischen Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten. Es ist die alte fanatische Lüge von der Minderwertigkeit der weltlichen Ethik gegenüber der kirchlichen Moralbegründung, der wir schon mehrfach entgegengetreten sind, auch mit statistischem Material, aus dem hervorgeht, daß die Konfession, die ihre Bekenner am stärksten bindet und am unverschämtesten mit ihrer Mo-

---

Feuilleton.

Die neidischen Kapellen.

Von *Carl Spitteler.*

Erste Kapelle:
Siehst du wieder den Thomas, wie er den Kirchturm streckt?
Und die Agnes, wie sie mit ihrem neuen Dachstuhl geckt?
Sie können vor Dünkel den Blast nicht finden.

Zweite Kapelle:
Der Lorenz tut auch so wichtig dort hinten.

Erste Kapelle:
Mir ekelt vor dem Geprahle,
Sie höfeln alle der Kathedrale.
Die meint auch, was das bedeutet,
Dass sie mit der dicksten Glocke läutet.
Hat immer ihr Maul darinnen.
Gleich wird's beginnen.

Zweite Kapelle:
Weisst du, wir halten still,
Bis alles läuten will.
Dann päng!
An die Sträng'!
Pardein!
Mit der Schelle hinein!
Sind wir nicht lieblich zu hören,
Wir können die andern doch stören.
Achtung! sie kommen jetzt.
Vorwärts! gehetzt!

Beide Kapellen:
Kapelle,
Mach schnelle,
Rühr' die Schelle,
Bimbelle,
Kling' gelle,
Läut' helle,
Läut' grelle —
Es ist gediehen: —
Wir haben sie überschrien.

Aus «Glockenlieder»,
verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1906.

Chasté.

W. A. Rietmann.

Ein Engadiner Herbsttag mit leeren Hotelpalästen, roten Lärchen, jagenden Wolken und schauernden Winden. Der einsame Wanderer verlässt in Silvaplana die staubige Heerstrasse und steuert dem ehemaligen Schlosse des Fürsten von Lippe zu, das im Wandel des Kriegsglücks und der Valuta in Schweizer-Besitz überging und ein Kunstmuseum mit Fife o'clock tea wurde. Der Blick prallt an den Mauern der Zwingburg ab, weidet sich an den Bergen des Julierpasses, gleitet über den neuschneeüberzuckerten Piz Corvatsch und bleibt an den wirklich noch unverdorbenen malerischen Hütten des nahen von Lawinen und Wildwassern stark mitgenommenen Fischerdörfchens Surlej hängen, hier noch ein urchiges Stücklein Alt-Engadin ohne protzige Paläste und steife Parks geniessend.

Auf schmalem Pfad über holperige Spuren des Hochwassers bergauf, bergab geht's durch den Hochwald den zischenden Wellen des vom rauhen Winde gepeitschten Sees entlang. Eilig klopft die Spechtmeise noch ihre spärliche Nahrung aus grober Rinde. Melancholisch verhüllen die Felskolosse des Polaschin und Lagrev ihre mächtigen Häupter. Stärker rauscht die Welle, schärfer pfeift der Wind, und träge wälzt sich das graue Nebel-

ral und ihrer Seligmacherei prahlt, den Kriminalgerichten die größte Zahl von Verbrechern liefert (s. Nr. 9 d. Bl. «Kriminalität und Kirchenglaube»; auch der Jesuit Krose kommt in seinen Erhebungen zu demselben für die katholische Kirche ungünstigen Ergebnis). Aber es hat uns ferngelegen und es fällt uns auch jetzt nicht ein, die Kirche für die Verbrechen ihrer Glieder verantwortlich zu machen. Wenn aber die katholische Kirche fortfährt, Unkirchlichkeit und Verbrechertum in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, um auf diese Weise die Freidenker zu brandmarken und ihre Stellung im Volksganzen zu untergraben, so sind wir es unsern Gesinnungsgenossen schuldig, dieses ehrabschneiderische Pharisäertum als Ausfluß fanatischen Hasses, als engstirnige Selbstüberhebung zurückzuweisen. Die katholische Kirche, deren Geschichte von Verbrechen und Sittenlosigkeit strotzt, deren Stätten ausschließlichen Gottesdienstes, die Klöster, die Pflegestätten der niedrigsten Laster waren und deren höchste Vertreter oft am tiefsten im Schlamme menschlicher Verworfenheit wateten, hätte wirklich alle Ursache zur Selbstkritik und zur Bescheidenheit. Ihr moralischer Hochmut steht in geradezu narrenhaftem Gegensatz zu ihrem «Vorleben», und es ist ein schlechtes Zeichen für sie, daß sie es nötig hat, ihren Anhängern das Gruseln vor der Unkirchlichkeit beizubringen, um sie an sich zu fesseln. Das «Schw. Kath. Volksblatt» führt als Stütze seiner verleumderischen These von der demoralisierenden Wirkung der Religionslosigkeit an, «daß in Chicago in fünf Jahren von 1910 bis 1915 von 50 000 Personen unter 16 Jahren, welche die Hände der Polizei jener Stadt passierten, nicht einmal ein Sechstel auch nur das Geringste über die zehn Gebote gehört hatten». Mit unglaublicher Kurzsichtigkeit oder bewußter Fälscherabsicht — das können wir nicht untersuchen — unterschlägt der Volksblattschreiber die Tatsache, daß von den betreffenden Jugendlichen wohl die allermeisten als Verwahrloste, Heimatlose, Obdachlose in der Millionenstadt Chicago auf der Straße, im grauenhaften Elend, unter Verbrechern aufgewachsen sind und nicht bloß keine *religiöse* Moral kennen gelernt haben, sondern *gar keine*. Er unterschlägt, daß sie elternlos, erziehungslos, führerlos, ohne Liebe, ohne verständnisvolle Fürsorge, ganz auf sich angewiesen, Tag für Tag gegen das Verhungern und Nacht für Nacht gegen das Erfrieren kämpfend, aus Selbsterhaltungstrieb zum Vergehen gegen die gesellschaftliche «Ordnung» (!) *gedrängt* wurden. Dieser geistig blindgeborne Ignorant sieht nicht ein, daß er mit den Zahlen, die er bringt, eine *ungeheure Anklage gegen die christliche Gesellschaft, die solche Zustände in sich duldet,* erhebt. Da tun sie groß, diese Christen, mit den Millionen, die sie für die Mission unter den «Heiden» aufwenden (siehe Artikel «Missionsbettel» in dieser Nummer) und lassen dabei die Menschen in ihrer allernächsten Nähe elendiglich an Leib und Seele zugrunde gehen! Verwendet, ihr Christen, die Millionen, die ihr hinauswerfet für die materiellen und geistlichen Narkotika, womit ihr die «Heiden» zu Ausbeutungsobjekten gewissenloser Gewinnsucht umbildet, verwendet die Millionen zur Bereitung freundlicher Heimstätten, zur Heraushebung der Aermsten aus dem Sumpfe des Elends; auch die Milliarden, die ihr, Christen, Jahr für Jahr auswerfet für die Kriegsvorbereitung, verwendet für Taten der Liebe, der Gerechtigkeit, des Friedens! Dann wollen wir glauben, daß «Christ sein» bedeutet «ein edler Mensch sein». So wie ihr jetzt seid, als Gesamtheit, als Kirche, macht ihr dem «Christentum» wenig Ehre, und es tut not, daß die zu sich selbst erwachende Menschheit über eure Selbsttäuschung hinweg zu dem überchristlichen Ziele dränge, das ihr in eurem selbstsüchtigen Seligwerdungswahn nicht kennt: zur *Menschlichkeit.*

E. Br.

!! Propagandafonds !!

Zuwendungen an Geschäftsstelle der F. V. S., Basel,

Postscheck V 6915.

Der Krieg.

In katholischer Betrachtung.

(Aus «Klipp und klar», Apologetisches Taschenlexikon für jedermann, von Fr. X. Brors, S. J. — Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit.)

Ist der Krieg nicht das größte Uebel?

Nein! Das größte Uebel ist die Sünde. Nicht jeder Krieg ist eine Sünde.

Ein *ungerechter Krieg* ist ein furchtbares Uebel und eine entsetzliche, tausendfache Sünde. Er entsteht aus Herrschsucht, Rauflust, Rachsucht, Habsucht oder Neid. Natürlich wird der ungerechte Angreifer stets Scheingründe für seinen Angriff vorschützen.

Als Verteidigungskrieg — als Notwehr — ist der Krieg erlaubt, kann sogar Pflicht sein.

Ein König oder ein Parlament dürfen das Volk nicht zugrunde gehen lassen, sie müssen es schützen und verteidigen. (Es wäre schon gut, wenn Könige und Parlamente die Kriege allein ausfechten müssten. Die Red.) Es wurde ihnen von Gott das Schwert gegeben gegen innere und äussere Feinde des Staates. Selbst ein Züchtigungskrieg (Als solcher begann der Weltkrieg. Die Red.) gegen ein Volk, das ein schweres Unrecht einem andern angetan hat, kann vollauf berechtigt sein. Ruft die Obrigkeit die Männer auf zum gerechten Krieg, so ist die Teilnahme am Kriege eine hohe sittliche Tugend und wird, da man bereit ist, für das Vaterland sein Leben einzusetzen, zum Heldentum. (Man achte darauf, dass es oben heisst, dass auch der ungerechte Angreifer

ungeheuer der «Malojaschlange» den Hängen entlang. Keine schwatzenden Fremden stören die unvergleichliche Stille des Bergwaldes und die Gedanken des fröstelnd hastenden Pilgers. Nietzsche-Stimmung liegt in der ganzen Natur.

«Gelobt sei, was da hart macht! Also sprach Zarathustra.» Und willkürlich lenkt der Wanderer seine Schritte vom ausgestorbenen Sils über sumpfige Wiesen der Halbinsel Chasté zu, trotz knapper Zeit kurze Pilgerfahrt noch unternehmend zum Lieblingsplatze des Einsamsten, der Härte predigte und Liebe übte, auf Pfaden, auf denen Zarathustra entstand.

Den Hut in die Stirne gedrückt, mit flatterndem Mantel dem Sturme entgegen zwischen knorrigen Wettertannen den felsigen Klippen entlang stürmt er dem umbrausten Ende des Vorsprungs zu, während immer wilder die schäumenden Wogen des rauhen Bergsees an die Granitfelsen klatschen, vergeblich sie zu verschlingen suchend. Der dichte, alles verhüllende Nebel gibt dem See den Ausdruck des Unendlichen. Hart und unerbittlich wie der Uebermensch ist die Szenerie, bitter und hart ist die Stimmung des Eilenden. Am äussersten Ende, wo die Woge am höchsten spritzt, der Sturm am mächtigsten sein gewaltiges Lied singt und der Fels am steilsten, dort ist das Ziel.

Umgeben von einer Prätorianergarde von zerzausten Wetterfichten und zähen Legföhren steht ein Felsklotz, auf dem in unvergänglichen Lettern eingemeisselt steht:

«O Mensch! gib Acht!
«Was spricht die tiefe Mitternacht?
«Ich schlief, ich schlief —
«Aus tiefem Traum bin ich erwacht!
«Die Welt ist tief,
«Und tiefer als der Tag gedacht.
«Tief ist ihr Weh —,
«Lust — tiefer noch als Herzeleid:
«Weh spricht: Vergeh!
«Doch alle Lust will Ewigkeit —,
«Will tiefe, tiefe Ewigkeit!
Friedrich Nietzsche.»

Ein eiserner Haken harrt des Lorbeers für den, der nicht für Alle, nicht für Viele, sondern nur für Wenige seine Botschaft vom Uebermenschen geschrieben.

Mit grimmigem Lächeln betrachtet der Pilger die zahlreichen Bonbonschachteln und Schokoladenpapiere, mit denen der Boden bestreut ist, Denkmäler der «Vielen, der Allzuvielen».

Sinnend und düster, den Hut in der Hand, verweilt der wettergebräunte Fremdling, von Lebensstürmen gezaust, um Ideale betrogen und von Freunden verlassen.

«Diese neue Tafel, o meine Brüder, stelle ich über euch: werdet hart! —» (Zarathustra).

O lass mir einen Brosamen deines Evangeliums zuteil werden, du Grosser! Gib mir von der Härte deines Uebermenschen! Lasse mein Herz werden hart wie dieser Granit und kühl wie das Eis dieser Gletscherberge, auf dass es nicht mehr wund aufzuckt in heissem Weh für die Not dieser Vielen, der Allzuvielen.

Sinnend lauscht der Fremdling noch eine Zeitlang den gewaltigen Tönen der Hochgebirgsnatur, als vernähme er Antwort aus dem heulenden Sturm und den empörten Wogen, und höheren Antlitzes und elastischeren Schrittes setzt er seinen Weg fort der Klippe entlang, um dann im Dunkel des Bergwaldes zu verschwinden.

«Der soziale Mensch und seine Grundfragen» von Johannes M. Verweyen. Verlag von Ernst Reinhardt, München 1924. (397 S.)

Zu den erfreulichen Charakterzügen des 20. Jahrhunderts gehören die sozialen Tendenzen. Dem Philosophen erwächst die Aufgabe, das unklare, gefühlsmässige soziale Erlebnis zur Klar-

stets Scheingründe für seinen Angriff vorschützen wird. Das Volk wird also auch in diesem Falle dem Rufe Folge leisten, in der Meinung, es handle sich um einen «gerechten» Krieg, woraus zu folgern ist, dass, vom Volke aus gesehen, *jeder* Krieg gerecht ist und zum Heldentum führt. Die Red.)

Also alle Achtung vor dem Kriegerstand; er schützt die Heimat! Wehe aber dem, der einen ungerechten Krieg beginnt!

Wehe auch dem, der im Kriege *Ungerechtigkeiten* begeht: Mord, Raub, Diebstahl, Grausamkeit! (Als ob nicht der Krieg an sich Mord und Raub, Diebstahl und unerhörte Grausamkeit wäre!! Die Red.) Auch dem Feinde gegenüber müssen wir uns als Christen erweisen. (Welche Heuchelei!! Die Red.) Es ist erlaubt, im gerechten Krieg jeden wehrhaften Feind zu töten. Nach den geltenden Kriegsgesetzen darf sich aber die Zivilbevölkerung nicht am Kampfe beteiligen. Den wehrlosen Feind darf man weder töten noch quälen.

Sind *Vergeltungsmaßregeln* erlaubt? Ja, aber sie dürfen nicht zu Grausamkeiten ausarten (Heuchelei!), jedoch ist es sehr schwer, hier eine gerechte Grenze zu ziehen.

«Ist nicht jeder Krieg ungerecht, da so viele *unschuldig leiden* müssen?» Darin besteht ja das Uebel des Krieges, aber dies ist im gerechten Krieg das kleinere Uebel. Zudem steht Gott über den Krieg; die da unschuldig leiden mußten, werden wenigstens im anderen Leben von Gott entschädigt. (Die bekannte Falle! Die Red.) Der Schuldige wird wenigstens in der Ewigkeit seine Strafe erhalten.

Gott, der den Krieg als Zuchtrute über ein Volk kommen läßt, sorgt unbedingt für volle Gerechtigkeit. Gott gebe, daß wir in Zukunft vor jedem Kriege bewahrt bleiben! (Dazu müssen schon die Menschen der «göttlichen Hand» die Zuchtrute entwinden! Die Red.)

Inserieren Sie!

Die „Geistesfreiheit" ist über die ganze Schweiz verbreitet.

Vermischtes.

Zivilehe. Der 6. Februar ist für Deutschland ein Gedenktag von kulturgeschichtlicher Bedeutung, wenn er auch nicht feierlich begangen worden ist. An diesem Tage jährte sich zum 50. Male die Entsetzung der Kirche aus ihrer absoluten Herrschaft über die Ehe, d. h.: am 6. Februar 1875 wurde in Deutschland die Zivilehe eingeführt.

Konfessionell. Die Wirtschaftspartei hat im deutschen Reichstag ein streng konfessionelles Reichsschulgesetz eingebracht.

Die Bleisoldaten. Die in Nürnberg erscheinende «Deutsche Spielwarenzeitung» beklagt sich, dass in den ersten Jahren nach dem Kriege die Nachfrage nach Bleisoldaten als Spielzeug sehr bedeutend abgenommen habe. Es hätte viele Geschäfte gegeben, welche auch in Deutschland erklärten, dass sie diesen Artikel prinzipiell nicht mehr führen wollen. Dann folgen die interessanten Sätze: «Aber die Jugend frägt nichts nach Politik und Theorien. Heute will der deutsche Junge seine Bleisoldaten aufstellen. Er verlangt einfach darnach und hat dies beim letzten Weihnachtsfest in tausend und abertausend Fällen erwiesen. Wo nichts mehr zu haben war, wandten sich die Jungen oder deren Eltern direkt an bekannte Fabrikanten des Artikels, sie mit ihrem stürmischen Verlangen nicht wenig in Verlegenheit versetzend. Der Geschäftsmann ist nicht dazu da, politische oder andere Tagesmeinungen in seinem Geschäftsbetriebe zur Geltung zu bringen. Er will und muss verkaufen. Die Nachfrage schreibt ihm sein Verhalten vor. Wer anders handelt, der hat das Nachsehen und sein Konkurrent den Verdienst. Es wäre darum falsch, sich der jetzt an allen deutschen Plätzen gleichmässig geltend machenden grossen Nachfrage nach Bleisoldaten zu widersetzen; im Gegenteil, es bedarf nur der Anregung und des Angebotes, um diesem Spielzeug wieder seine frühere Bedeutung zu geben.» Besser kann man die Krämermoral nicht umschreiben. Es ist Pflicht, festzuhalten, was das Publikum verlangt, ob Gift, Schundliteratur, Bleisoldaten, einerlei. Und wenn man weiss, dass gewisse Leidenschaften einem Artikel Zugkraft geben, soll man diese reizen, damit der Handel blüht. Diese Moral hindert keinen, ein Bordell zu treiben oder eine Opium- und Morphiumhöhle zu führen: die Nachfrage bestimmt das Verhalten.

(Aus den «Schweizerischen Republikanischen Blättern».)

An den Früchten erkennt man sie. Der katholische Müttervereln Bern lädt die Frauen, besonders die jungen Mütter, zum Beitritt ein und sagt, um darzutun, wieviel man bei ihm in erzieherischer Hinsicht lernen könne: «Die Kirche kann auf eine bald 2000-jährige Erfahrung in der Erziehungsarbeit zurückblicken.» Allerdings! Und an den Früchten (Krieg, soziales Elend, Geistesträgheit, Scheinheiligkeit) erkennt man die sittliche Wirkung der kirchlichen Erziehung.

Missionsbettel. Im Jahre 1923/24 sind in der Schweiz allein an die Kanaresische Mission in Indien Fr. 330 040.22 gesteuert worden, an welche Summe der Kanton Waadt Fr. 98 951.29, der Kt. Zürich Fr. 65 278.60, der Kt. Bern Fr. 38 475.54, der Kt. Neuenburg Fr. 34 974.53, und der Kt. Genf Fr. 23 974.53 beitrug.

Die jährlichen Einnahmen der Missionsgesellschaften der Welt betragen gegen 180 Millionen Franken. Solch ein Aufwand für die Verschleppung des europäisch-amerikanischen christlichen Kulturelends!

heit wissenschaftlicher Erkenntnis zu steigern. «Wie ist soziales Leben möglich? Wie ist Erkenntnis des sozialen Lebens möglich?» Verweyen untersucht die gesellschaftsbildende, -verändernde und -veredelnde Wirkung von Staat, Recht, Wirtschaft und Gesellschaft, sowie der Kunst, Wissenschaft, Moral und Religion. Aus der sich ergebenden Fülle soziologischer Tatsachen erkennt Verweyen die übergeordneten, leitenden Ideen, welche in der Weltanschauung des sozialen Menschen bestimmenden Einfluss ausüben können.

Sehr wohltuend wirkt die einleitende Auseinandersetzung mit dem Individualismus des Uebermenschen Zarathustra Nietzsches, dem ethischen Gegenpol zum Typus des sozialen Menschen, dessen Konstruktionsprinzipien Verweyen aus der Untersuchung des Gemeinschaftslebens darzustellen unternimmt. «Sozialisierung der Gesinnung, verstanden als wechselseitige Dienstbereitschaft» wird wichtigstes Bildungsziel des innern Menschen.

Dem Freigeist, Wahrheitssucher und sozialen Menschen bietet dieses neue Werk Verweyens wertvollste soziologische Einblicke. Es hat bei aller Wissenschaftlichkeit den grossen Vorzug glänzender Darstellung, wodurch die Lektüre zum hohen geistigen Genuss wird. Und immer, wenn der Verfasser über sittliche Fragen spricht, fühlt man den warmen Schlag seines starken Anteil nehmenden Herzens aus den Worten heraus und empfängt jene nachhaltige sittliche Anregung, welche der Umgang mit ethisch hochstehenden Persönlichkeiten bewirkt.

Eingegangene Bücher:

Dr. Friedrich Cornelius: «Die Weltgeschichte und ihr Rhythmus». 391 Seiten. Verlag E. Reinhardt, München.

Dr. F. Müller-Lyer: «Die Zähmung der Nonnen» II. Teil. 445 Seiten. Verlag Albert Langen, München.

Walter Kluge: «Menschheitssehnen, Menschheitsgrübeln. Eine Stoffsammlung zur Behandlung der Religionsgeschichte in der Schule». 324 Seiten. Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig.

Besprechung behalten wir uns vor.

Berücksichtigen Sie bei Ihren Einkäufen die in der „Geistesfreiheit" inserierenden Firmen.

Hauptvorstand.

Im Protokoll über die letzte Sitzung ist irrtümlicherweise ein Passus betr. O.-G. Olten unrichtig wiedergegeben. Es handelte sich nicht um eine Tellersammlung an der Sonnwendfeier in Basel, sondern um eine solche anlässlich der Gründungsversammlung in Olten.

An die Gesinnungsfreunde in Aarau!

Wie uns ein rühriges Mitglied der O.-G. Bern mitteilt, soll der Boden für unsere Bestrebungen in Aarau nicht ungünstig sein. Zirka 100—150 Personen gehören keiner Kirche an und würden jedenfalls durch eine Ortsgruppe zu erreichen sein. Wir bitten deshalb Gesinnungsfreunde in Aarau, die den Hauptvorstand im Bestreben, dort eine Organisation zu schaffen, unterstützen wollen, sich mit dem Präsidenten des H. V. (Basel 13 Postfach) ins Benehmen zu setzen.

Ortsgruppen.

BASEL. Die am 29. Januar stattgehabte *Jahresversammlung* erledigte die üblichen Jahresgeschäfte, bestätigte den bisherigen Vorstand und setzte die *Mitgliederbeiträge* wie folgt fest: Fr. 10.— für Aktivmitglieder, Fr. 6.— für weitere Aktivmitglieder derselben Familie, Fr. 5.— für Anhänger. Hiezu kommt der Betrag von *Fr. 4.*—für das Abonnement der «Geistesfreiheit».

(Die Mitglieder der O.-G. Basel werden ersucht, hievon Notiz zu nehmen, da aus Versehen im betr. Zirkular der Abonnementspreis nicht speziell erwähnt worden ist.)

Aus Mitgliederkreisen wurde die Schaffung einer *Lesemappe* angeregt, doch scheint dieser Institution von Seite der Mitglieder nicht genügend Interesse entgegengebracht zu werden. Eventuelle Anmeldungen sind sofort an den Präsidenten zu richten.

Im Anschluss an die Jahresgeschäfte sprach Carl Flubacher über *Carl Spitteler.* Er hob namentlich die freie Gesinnung des Dichters hervor und liess diesen in seinen verschiedenen Werken zu Worte kommen. — Um auch den Erwachsenen die Teilnahme